

Eine Romanfigur

Bei der Arbeit an meinem neuen Roman hatte ich gerade eine Figur zu beschreiben. Eine Frau, die in den Zwanzigerjahren in Berlin die „Wilde Bühne“ leitete. Als ich das frisch geschriebene Kapitel durchlas, dachte ich: „Seltsam. Irgendwie kommt mir diese Frau bekannt vor.“

„Eine Frau, der man nicht widerspricht“, hatte ich geschrieben. „Charmant wie sonst was, aber stur.“ Warum zum Teufel fiel mir bei dieser Beschreibung eine ganz andere Frau ein? Und warum, wo das Kapitel doch in Berlin spielte, sprach sie in meinem Kopf mit Wiener Akzent? Mit einem so charmanten Wiener Akzent, dass man gar nicht merkt, wie stur sie manchmal sein kann?

„Die Frau ist ein Wirbelwind“, hatte ich geschrieben. Nun ja, die Beschreibung mag auf viele Theaterdirektoren zutreffen. (Nein, nicht auf viele. Weibliche Vertreterinnen

dieses Berufes sind immer noch Mangelware.) Warum dachte ich also plötzlich an die Wirbelwindin, die ich im Foyer des eigenen Theaters mal habe eigenhändig den Boden schrubben sehen? Und die mir auf die Frage, warum sie als Chefin so was selber mache, antwortete: „Es soll doch anständig aussehen.“

„Sie gründet da ihr eigenes Theater“, hatte ich geschrieben, „und ist doch ein Star in der „Lustigen Witwe“.“ Warum fiel mir da eine Frau ein, die ich gar nie auf einer Operettenbühne gesehen habe? (Obwohl ich mir gut vorstellen kann, dass ihr Franz Lehár noch aus dem Grab heraus Dankesbriefe schickt.) „Und hat erst noch Zeit, sich um junge Talente zu kümmern“, hatte ich geschrieben. Wenn da auch noch gestanden hätte „...und um alte Stars“ – dann wären mir die Abwege meines Verstandes schon fast verständlich

gewesen.

Erst beim letzten Satz des Kapitels fiel bei mir der Groschen. Oder der Eurocent. Da stand nämlich: „Nur eine Verrückte gründet ein eigenes Theater.“ Da war mir klar, warum ich ständig an Anita Ammersfeld gedacht hatte.

Charles Lewinsky



Foto: Patrick Lüthy